

Auch die Partnerschaftsarbeit ist nicht frei von Rassismen. Doch gerade in der entwicklungspolitischen Szene ist es schwer, darüber zu reden: Man solle doch bitte nicht jenen Rassismus unterstellen, die mit ihren Projekten helfen wollen, wird abgewiegelt. Anhand einiger typischer Zitate wird im Folgenden verdeutlicht, dass die Sicht der Helfenden auf die Projektpartner manchmal mehr über sie, als über die Menschen und Zustände im Süden aussagt. red.

Luise Steinwachs

Das Gegenteil von gut ist gut gemeint

Rassismus in der Partnerschaftsarbeit

„Ich hab da eine Schule unten in Tansania, da suche ich jetzt Paten, die Schulgeld übernehmen ...“

„Also die Afrikaner sind immer so fröhlich, und obwohl sie so arm sind, singen und tanzen sie. Das liegt denen im Blut ...“

„Ich war gerade im Urlaub in Tansania und die Frauen müssen immer so weit laufen, um Wasser zu holen. Da dachte ich, ich möchte dort einen Brunnen bohren und suche jetzt Leute, die das schon mal gemacht haben und die mir dabei helfen können. Die Leute im Dorf finden meine Idee gut ...“

„Wir haben da eine Handwerkerschule in Tansania und suchen jetzt einen deutschen Lehrer, der den Afrikanern beibringt, wie man Nähmaschinen repariert. Das können die selbst nicht. Wir haben es wieder und wieder versucht, aber die kriegen das nicht hin ...“

Diese Aussagen mögen krasse Beispiele sein, doch zeigen sie deutlich die häufig noch immer enge Verflechtung von dem hiesigen Bedürfnis, helfen zu wollen, und unterschwelligem Rassismus. Was meint Rassismus hier? Wie kann das denn rassistisch sein, wenn viele Engagierte es doch gut meinen und helfen wollen? Obige Zitate sind nur einige Beispiele, die die Autorin im Rahmen ihrer Arbeit beim Tanzania-Network.de erlebt hat.

Afrika ist „noch nicht“

Der hier angesprochene Rassismus scheint mehr oder weniger ungebrochen von der Zeit der Missionierung und Kolonisierung Ostafrikas durch deutsche Missionare und die deutsche Kolonialmacht weitergetragen worden zu sein. Dabei fußte die Kolonialherrschaft auf einem die Kolonisierten grundsätzlich abwertenden Menschenbild. Sie wurden als unterlegen und in einem imaginierten „Entwicklungsprozess“ als zurückgeblieben konstruiert. Damit wurde legitimiert, die Kolonisierten brutal zu beherrschen und auszubeuten. Vor allem das „noch nicht“, das Entwicklungsideen innewohnt, legitimiert bis heute die internationale „Entwicklungs-Zusammenarbeit“. Es verweist auf einen Zustand in der Zukunft, der von afrikanischen Gesellschaften, Partnerschaftsgruppen etc. noch zu erreichen sei. Dieses „noch nicht“ macht freilich blind für die Autonomie, Komplexität, Kreativität und Unabhängigkeit afrikanischer Gesellschaften.

Viele unserer Mitgliedsgruppen arbeiten in der kirchlichen Partnerschaftsarbeit, die sich zu großen Teilen auf die frühen Missionie-

rungstätigkeiten zurückverfolgen lässt. Wenn auch immer wieder kritische Stimmen zu hören sind, so werden doch die Hauptaktivitäten der Partnerschaftsarbeit in „Projekten“ realisiert, die als „Entwicklungshilfe“ verstanden werden. Diese Aktivitäten sind begleitet von der Haltung des „noch nicht“. Durch dieses „noch nicht“ wird Afrika als kindlicher, hilfsbedürftiger und sich überhaupt erst entwickelnder Kontinent konstruiert, dem gegenüber wir als „ausgewachsene, entwickelte Zivilisation“ agieren. Hilfswerke werben nicht umsonst mit Bildern afrikanischer Kinder mit großen Augen. Andere als unterlegen und hilfebedürftig zu konstruieren heißt gleichzeitig, sich selbst als hilfefähig und damit überlegen darzustellen. Die Fähigkeit und auch das Recht zu helfen werden vor dieser so aufgebauten Hierarchie häufig gar nicht in Frage gestellt.

Deutlich wird dies auch in einem der obigen Zitate: „Ich war gerade im Urlaub in Tansania. (...) Da dachte ich, ich möchte dort einen Brunnen bohren (...). Die Leute im Dorf finden meine Idee gut...“ Die bereiste Gesellschaft wird als einfach angesehen (im Gegensatz zur Komplexität Europas), so einfach, dass schon nach kurzen Besuchsreisen in das Gefüge eingegriffen werden sollte. Und zwar von außen. Die gesellschaftliche Komplexität des Wasserholens, die durch Arbeitsverteilung, Geschlechterverhältnisse, Besitzverteilung etc. bestimmt ist, wird aus der Annahme heraus, schon genug zu wissen, um zu agieren, überheblich ignoriert. Aufgrund dieser Haltung sind schon zahllose Projekte im Sande verlaufen. Bei Erfahrungen, die auf Kurzbesuchen basieren, wird zudem häufig übersehen, dass es durchaus von der gastgebenden Seite ein Entgegenkommen gibt, den Erwartungen der BesucherInnen (apropos Singen und Tanzen) zu entsprechen, zumal diese ja nach eine Weile abreisen und das normale Leben wieder seinen Lauf nimmt.

Gut gemeint

Ein kolonialistisches Überbleibsel lebt mit Äußerungen dieser Art weiter: „Ich hab da eine Schule unten in Tansania, da suche ich jetzt Paten, die Schulgeld übernehmen ...“ Die offen formulierten Besitzansprüche basieren auf einer eingebildeten Überlegenheit, die vor allem im Zusammenhang mit dem Vorhandensein von finanziellen Mitteln steht. Wo von „meiner Schule“ oder „meinem Projekt“ gesprochen wird, wird Herrschaft stabilisiert, obwohl vordergründig Hilfe gemeint ist. Die Konnotation von „unten“ beinhaltet immer auch Gefälle im übertragenen Sinn.

Eine ebenso – als Unterstützung getarnte – rassistische Abwertung steckt in folgender Äußerung: „Wir haben da eine Handwerkerschule in Tansania und suchen jetzt einen deutschen Lehrer, der den Afrikanern beibringt, wie man Nähmaschinen repariert. Das können die selbst nicht. Wir haben es wieder und wieder versucht, aber die kriegen das nicht hin.“ Den Rassismus kennzeichnend ist hier, dass es nicht um Erklärungsversuche geht, warum die Situation schwierig ist, sondern um eine Festschreibung: „Die können das nicht“, weil sie Tansanier sind. Ähnlich liegt folgende Äußerung – obwohl sie als eine positive Aussage gemeint ist – weil sie implizit auf ein Rassekonzept verweist: „Also die Afrikaner sind immer so fröhlich und obwohl sie so arm sind, singen und tanzen sie. Das liegt denen im Blut...“

Hinzu kommt hier, dass der Kontext dieser Erfahrung (Besuch aus Deutschland in Tansania) außer Acht gelassen wird und sich der eigene Blick auf ein in Europa vermeintlich verlorenes Paradies richtet. „In Afrika, da leben die Menschen noch im Einklang mit der Natur.“ Ein Vorurteil, das sich durch Ignoranz gegenüber den realen Verhältnissen (Armut, Umweltzerstörung) auszeichnet und die eigene Vision eines irgendwo vorhandenen Paradieses speist.

Rassismus aufdecken

Auffallend in der Arbeit des Tanzania-Network.de ist, dass die benannten Aussagen und viele dieser Art äußerst unbedarft und offen gemacht werden. Dies hängt damit zusammen, dass die eigene Hal-

tung gegenüber den tansanischen Partnern grundsätzlich als positiv empfunden wird – man will ja helfen und helfen ist erstmal gut. Mit großer Wahrscheinlichkeit würden viele in der Partnerschaftsarbeit Engagierte Rassismus weit von sich weisen und mit Rechtsradikalen in Verbindung bringen. Notwendig ist daher, behutsam rassistische Bilder und Konzepte, die unserer Arbeit zu Grunde liegen, aufzudecken. Damit einher geht die Anerkennung der eigenen Geschichte, die bezogen auf Afrika mit brutaler Gewalt der Kolonialherrschaft und auch der Verstrickung der Missionsarbeit in diese Herrschaft verbunden ist. Auch unsere Partnerschaftsarbeit wird noch geprägt von einer weißen Identität, die mit vermeintlicher Überlegenheit und der Möglichkeit, Macht und Terror auszuüben, einhergeht.

Erste Schritte zu einer Bewusstmachung unserer Haltungen und Handlungen liegen darin, in Dialog zu treten, Unverständnis einzugestehen, die eigenen Strategien offen zu hinterfragen und nach und nach neue Strategien und eine gleichberechtigte Zusammenarbeit aufzubauen.

Auch die Partnerschaftsarbeit funktioniert – ähnlich wie die Entwicklungszusammenarbeit – als ein sich selbst erhaltendes System der Ungleichheit, wenn es nicht gelingt, die derzeitige Situation weltweiter Ungerechtigkeit als vorübergehend zu begreifen, als eine, die überwunden werden kann, wenn wir eben auch an den Strukturen arbeiten und unsere eigene Macht abbauen.

Dr. Luise Steinwachs ist Soziologin und Geschäftsführerin des Tanzania-Network.de.

Meine Familie kann sich Ochsen für das Pflügen leisten



Fernando, Escola A Luta Continua e Escola Secundária de Messano